

Florence Monneroy

Autor(en): **Gladès, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das außerhalb der alten Stadtmauer liegende Gelände überseht. Die Stadtmauer, aus gewaltigen Blöcken gefügt, ist vom Concordiatempel bis hier, auf eine Distanz von 750 Meter, ziemlich gut erhalten und erreichte einstmals, beim Junotempel rechtwinklig abbiegend und die Ostfront der alten Stadt bildend, den Höhenzug, den wir eingangs erwähnten und dessen östlicher, von der modernen Stadt nicht benutzter Teil Rupe Atenea heißt. Die Nordwestecke der alten Stadt mag ungefähr zusammenfallen mit dem Westende des heutigen Girgenti. Ihre Südwestecke lag dann wieder in der Linie Junotempel-Concordiatempel, von der wir soeben für die Skizzierung der Stadtgrenzen ausgegangen sind. Letztere mögen also vielleicht ein Quadrat mit eingedrückter Nordostecke umrahmt haben, in dessen Nordwestwinkel jetzt Girgenti, eine Stadt von 24.000 Einwohnern, liegt.

Es erübrigt noch, die ebenfalls hier dargestellte Kirche San Nicola zu besprechen. San Nicola an und für sich ist gotischen Stils, aber in ein antikes Gebäude hineingebaut und von mancherlei antiken Gebäuderesten umgeben. Die Kirche liegt im Innern der früheren Stadt an der heutigen staubigen Landstraße, die von Empedocle kommt und San Nicola von rechts umgeht. Das Portal der Kirche ist restauriert, das Tor selbst aber alt. Die umgebende Vegetation, im wesentlichen aus Olivenbäumen und Kaktus bestehend, ist mit möglichster Naturtreue festgehalten und wird in manchem unserer Leser alte Erinnerungen neu aufleben lassen.

J. E.-K.

Florence Monmeroy.

Von André Gladès (1867—1906).

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Nina Knoblich, Nonnenhorn.

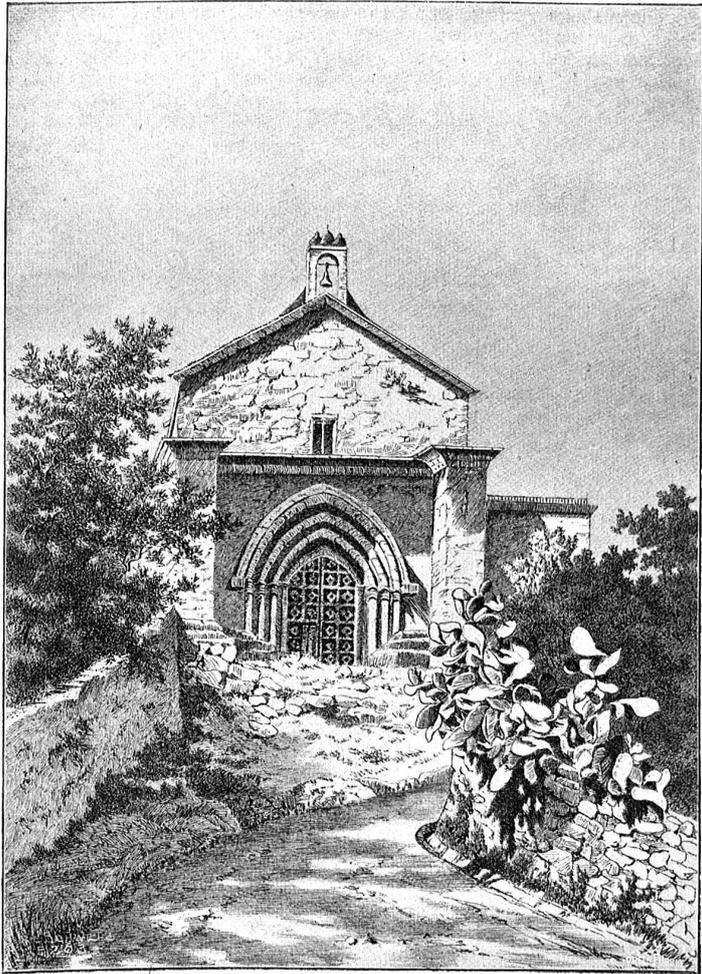
Nachdruck verboten.
Elle avait droit à la vie . . . elle aussi.
Maeterlinck.

An Frau Florence D. . . . in Le Mans.
Berehrte, gnädige Frau!

Als ich im vergangenen Monat die Ehre hatte, Ihnen meine Aufwartung zu machen und Ihnen über den Tod Ihrer Nichte, Frau Florence Le Duesnel, sowie deren Schwager, des Grafen von Emeline, Bericht zu erstatten, sagten Sie zu mir:

„Ich kann es kaum glauben, daß hier nicht irgend ein Geheimnis vorliegt. Florence war eine eigenartige, vornehme Natur, wie man sie nicht häufig trifft. Aber man kannte sie zu wenig; sie und ihre Mutter haben sich nie verstanden. So kurz auch die Zeit war, die sie in ihrer frühen Jugend bei mir verbrachte, so gab sie mir doch Gelegenheit, ein Urteil über ihren Charakter zu bilden. Ein wenig Entgegenkommen, ein bißchen Bärtlichkeit nur vermochte sie umzuwandeln, das scheue, wortfarge Kind zutraulich, lebhaft zu machen. Und dann mit einem Schlage war wieder alles dahin, zog sie sich wieder zurück, ergriff etwas Unfaßbares, Unerklärliches von ihr Besitz, als ob sich urplötzlich eine kalte, fremde Hand drohend auf sie gelegt hätte. Sie war ein stark empfindendes Geschöpf, das seine Gefühle nicht betätigen konnte. Daß ihr Leben kein gewöhnliches, kein leichtes sein werde, dachte ich mir immer, und ihr tragisches Ende überrascht mich kaum. Deshalb fällt es mir schwer, an einen bloßen Unglücksfall zu glauben. . . .“

Ihre Worte stimmten mit meinen Erlebnissen und Vermutungen überein. Doch brachte ich es nicht über mich, dies auszusprechen. Was ich wußte, war durch Zufall in meinen Besitz gelangt, und mit welchem Rechte durfte ich ein Geheimnis, das mir allein sich enthüllt hatte, offenbaren, sei es auch einer Verwandten gegenüber, deren Freundschaft und verständnisvolle Zuneigung für eines der Opfer ihr gewissermaßen ein Vorzugsrecht einräumte? Doch dieses Geheimnis ist nachgerade eine



Kirche San Nicola beim sog. Dratorium des Bhalaris (Girgenti).
Nach Zeichnung von Emilie Escher-Kündig, Zürich.

Marter für mich geworden, da ich mir gestehen muß, daß mich an dem, was vorgefallen ist, eine Art Verantwortlichkeit trifft. Daher habe ich mich entschlossen, Ihnen alles anzuvertrauen. Hier folgt also eine genaue Schilderung der näheren Umstände, soweit diese mir bekannt geworden sind. Ihr freundschaftliches Interesse bürgt mir dafür, daß Sie es nicht falsch auffassen werden, wenn ich etwas weit, bis zu den ersten Anfängen der Katastrophe zurückgreife.

Mit einer Wiederholung dessen, auf welche Weise ich seinerzeit in Klairo Florence' Mutter kennen lernte, wie dieses Kennenlernen dann zu unserer Heirat führte, will ich Sie verschonen. Unsere Geschmacksrichtung, unsere soziale Stellung, unsere Vermögensverhältnisse, unser Alter stimmten vorzüglich zusammen. Ich war Witwer, kinderlos und nicht mehr allzuweit von jenem etwas wehmütig stimmenden Lebensstadium entfernt, da der Frieden und das Behagen eines häuslichen Herdes als höchstes der Erdengüter gilt. Frau Monmeroy ihrerseits war glücklich, mir die Sorge um ihr Dasein anvertrauen zu können und jemanden zu haben, der ihren beiden Zwillingstöchtern, die in Paris zurückgeblieben waren, um ihre Studien zu beenden, und nun in die Gesellschaft eingeführt werden sollten, zur Seite stand.

Mir war es von jeher ein Kummer gewesen, keine Kinder zu besitzen, und die Aussicht, die Liebe meiner Frau zu ihren Töchtern teilen, ein Recht, mich dieser annehmen, ihnen Beschützer sein zu dürfen, gereichte mir, weit eher als mich abzuschrecken, zu hoher Freude.

Simone und Florence waren damals sechzehn Jahre alt. Natürlich waren sie schon vor unserer Verheiratung der Gegenstand mancher Unterhaltung gewesen, und so konnte ich mir ein ziemlich getreues Bild von der äußern Erscheinung und dem Wesen der Schwestern machen.

„Ich wundere mich sehr, wie sie dir gefallen werden,“ sagte meine Frau immer wieder, als wir die Heimreise angetreten hatten und unser Schiff Europa zu steuerte. „Florence ist, glaube ich, die schönere, doch von einer kalten Schönheit, an der man leicht vorübergeht; ihr Charakter ist ernst, verschlossen, hat kein großes Liebesbedürfnis. Simone ist das gerade Gegenteil, ein entzückendes Geschöpf. Was sie anbelangt, mache ich mir nicht die geringste Sorge: sie wirst du sofort in dein Herz schließen.“

Sie hing mit Zärtlichkeit an ihren beiden Töchtern; aber eine Vorliebe für Simone war unverkennbar und beeinflusste unwillkürlich auch mich mehr, als sie es wohl wünschte. Schon im voraus sah ich in Florence die weniger lebenswürdige und brachte Simone die ungleich größere Sympathie entgegen.

Kaum in Paris angelangt, suchten wir die jungen Mädchen in ihrem Institut auf. Meine Frau hatte sich die Freude, sie zu überraschen, nicht nehmen lassen wollen und ihnen daher nichts von unserm Kommen geschrieben. Und nun warteten wir beide, in sehr begreiflicher Spannung, im Sprechsal auf sie. Von dieser ersten Begegnung hing ja doch für mich zum guten Teil der Charakter unserer künftigen Beziehungen ab.

Endlich öffnete sich die Türe, und sie traten ein, neugierig in den etwas düstern Raum spähend, auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden in ihrer Institutstracht, den braunen, schlicht geschittelten Haaren, den rosigen Gesichtern über den weißen Leinentragen.

Dann stürzte die eine — Simone — vor und mit einem Jubelruf in die Arme ihrer Mutter. Ein wahrer Sturzregen von Fragen, Tränen und Liebesworten folgte, denen meine Frau sich schließlich lächelnd entwand, um Florence zu begrüßen. Während ihre Schwester die Mutter in Beschlag nahm, war jene zögernd am Eingang stehen geblieben. Fühlte sie sich bereits zurückgesetzt? Mir schien, als hätte ich etwas von Leidenschaft in den dunkeln Augen aufblitzen sehen, als sie uns beobachtete. Doch die schweren Lider hatten sich sofort wieder gesenkt.

Sie war in der Tat schön, aber von einer Schönheit, die mehr auf der außerordentlichen Harmonie der Linien, als im Ausdruck beruht. Ich fand sie ganz so, wie ich sie mir vorgestellt hatte, und wandte mich, ohne weitere Ueberlegung, Simone zu, deren ichelmisches Gesichtchen mit den lachenden Augen mich mehr anzog.

Außerdem wußte sie mein Herz durch eine kleine Lebenswürdigkeit im Nu zu erobern. Als nämlich ihre Mutter uns gegenseitig vorstellte, trat sie lebhaft auf mich zu und bot mir die Stirn zum Kusse. Und dies geschah in einer so zutraulichen, selbstverständlichen Art, daß man dem reizenden Geschöpf sofort gut sein mußte. Unwillkürlich erwartete ich von Florence einen gleichen Sympathiebeweis; auch ihre Mutter mochte, nach dem Blick, den sie ihr zuwarf, daselbe hoffen. Doch Florence bechränkte sich darauf, mir die Hand zur reichen, und dieser Gegenstand im Empfang, den ich leider nicht der Verschiedenheit der Charaktere zuzuschreiben verstand, war bezeichnend für mein ganzes ferneres Verhältnis zu den beiden Schwestern.

Nicht, daß ich mich über Florence zu beklagen gehabt hätte. Während der vier Jahre, die zwischen dem Verlassen des Instituts und ihrer Verheiratung lagen und die uns unter demselben Dache vereinigten, war ihr Verhalten tadellos. Unser Verkehr war, wenn auch kein herzlicher, so doch ein angenehmer und durchaus korrekter. Aber unzählige Kleinigkeiten ließen den Unterschied zwischen Florence und Simone immer von neuem wieder hervortreten.

So zum Beispiel vermieden es beide, mich mit „Vater“ anzureden, aus Anhänglichkeit an das Andenken an ihren eigentlichen Vater. Ich achte dieses Gefühl. Simone jedoch wußte

die Schwierigkeit zu umgehen, indem sie mich nach englischem Muster „Daddy“ nannte. Florence verzichtete, glaube ich, auf jede direkte Anrede, nur hie und da, wenn von mir gesprochen wurde, hörte ich sie sagen „mein Vater“, aber stets mit einer etwas spöttischen Betonung. Sie neigte überhaupt zur Ironie, einer Eigenschaft, die mir bei jungen Mädchen sehr unsympathisch ist; aber ihre Ironie war von so feiner, versteckter Art, daß ich mich manchmal fragte, ob ich mich nicht täusche. Infolge ihrer kühlen Zurückhaltung hatte ich keine Gelegenheit, ihr näherzukommen und sie kennen zu lernen, sodaß ich es schließlich aufgab, um eine Zuneigung zu werben, die man mir grundsätzlich verweigern zu wollen schien. Ich ließ sie ihrer Wege gehen und widmete mich um so mehr Simone.

Leicht zu lenken war Simone übrigens nicht. Als die immer schwankender werdende Gesundheit meiner Frau mich nötigte, meine Stieftöchter allein in die Gesellschaften zu begleiten, bereitete mir Florence, die Verständigkeit und Korrektheit in Person, nie die geringste Ungelegenheit. Bei Simone war meine Rolle als Ballwater schwieriger. Ihr Uebermut drohte, mir mehrmals Verdrüsslichkeiten zuzuziehen, und sie und da ließ sie sich Unbesonnenheiten zu Schulden kommen, deren Folgen sehr ernst hätten werden können. Sie hatte die zarte Konstitution ihrer Mutter geerbt, mußte zu Vorsichtsmaßregeln gezwungen werden, die der kleine Leichtfuß gern außer acht ließ und zu denen sie sich nach einigem Kampfe nur aus Rücksicht für mich bequente, wie sie mir in ihrer lebenswürdigen Art versicherte. Florence war sehr gesund; wenigstens habe ich sie nie krank gesehen. Zwar litt sie an ziemlich heftigen Migräneanfällen, verhielt sich aber gegen jegliches Mißgefühl so ablehnend, daß zuletzt niemand mehr ein Wort darüber verlor.

Im übrigen gestaltete sich unser Familienleben durchaus harmonisch und angenehm. Einen Teil des Jahres verbrachten wir in Paris. Florence und Simone faßten sehr bald festen Fuß in der Gesellschaft; ihre äußere Erscheinung, ihr Vermögen, auch ihre geistigen Anlagen trugen ihnen einige jener Erfolge ein, für welche die Gütlichkeit junger Mädchen stets empfänglich ist. Um ganz bei der Wahrheit zu bleiben, sollte ich hier eigentlich nur von Simone sprechen; denn Florence wurde nicht selten übersehen. Ihr fehlte die Beweglichkeit, der Frohsinn, die sprühende Heiterkeit der Schwester.

Ich erinnere mich, daß sie auf ihrem ersten Ball direkt vernachlässigt wurde. Mich dauerte sie aufrichtig, und zu allem hinzu hatte ich das Mißgeschick, ihre Situation noch zu erschweren. Durch verschiedene Bekannte abgelenkt, hatte ich mir ihre Verlassenheit anfangs entgehen lassen. Als ich sie im Laufe des Abends stumm und mit einer finstern Falte auf der Stirn neben ihrer Mutter sitzen sah, fragte ich:

„Nun, tanztst du nicht mehr? Bist du schon müde?“

„Müde? Gewiß, aber vom Sitzen!“ gab sie laut, ohne jede Verlegenheit, zur Antwort.

Ich weiß, daß ich mir damals Vorwürfe machte, mich zu wenig um sie gekümmert zu haben, und mir vornahm, ihr in Zukunft etwas größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Als meine Frau und ich am nächsten Vormittag von diesem unglücklichen Debit sprachen, sagte ich:

„Florence sah gestern nicht vorteilhaft aus. Meinst du nicht, sie sollte darauf verzichten, die gleichen Toiletten wie ihre Schwester zu tragen? Sie stehen ihr nicht so gut. Simone sieht allerliebste aus in ihrem weißen Tüll; aber für Florence würde ich ein Genre vorziehen, das besser zu ihrer ernsten Schönheit paßt.“

Meine Frau sah mich ganz verdutzt an.

„Was für eine Idee! Tüll, Gaze, möglichst duftige Stoffe sind für junge Mädchen immer das Beste. Zwillingsschwester müssen gleich gekleidet sein, und Simone sieht ihre gestrige Toilette reizend... Und dann legt Florence ja auch gar keinen Wert darauf!“

„Wer weiß?“

Allerdings mußte ich mich fragen, auf was Florence überhaupt Wert legte. Eine verschlosseneren Mädchenseele habe ich nie gekannt — — —

(Fortsetzung folgt.)

Ach, daß ich flöge durch Raum und Zeit!

Schwer ist mein Herz und müde mein Sinn,
Rauschten viel Stürme über mich hin.
Habe geweint und habe gelitten,
Mich mit des Alltags Sorgen zerstritten:
Streckt' ich nach Rosen die Hände aus,
Morgen wuchsen mir Dornen draus.

Hat mich die Sonne angelacht,
Sucht' mich der Raureif über Nacht.
Lockte mich hell ein Leuchten hinaus,
Lachte mich Toren ein Zerlicht aus...
Ach, daß ich flöge durch Raum und Zeit!
Laut meine Seele nach Frieden schreit.

Johanna Karrer, Biel.